

Von Wünschen und Visionen....

- ein medizinhistorischer Wunschzettel

Sonia Horn, Wien

HistorikerInnen wird gelegentlich nachgesagt, hauptsächlich damit beschäftigt zu sein, in der Vergangenheit herum zu suchen und sich mit anderer Menschen Angelegenheiten zu beschäftigen, die ohnehin schon längst „Vergangenheit“ sind. Prinzipiell ist dies schon richtig, aber das Bewusstsein dafür, dass wir unsere Arbeit eigentlich nur mit den „Dingen“ tun können, die „von Früher“ übrig geblieben sind, macht viele von uns auch dafür sehr sensibel, was heute „aufgehoben“ wird und somit unseren KollegInnen, die sich mit unserer Epoche vielleicht in einigen Jahrzehnten, Jahrhunderten oder Jahrtausenden beschäftigen werden, zur Verfügung stehen wird. In diesem Sinn haben so manche HistorikerInnen eigentlich sehr viel mehr „Zukunftssinn“ als man es ihnen aufs Erste zutrauen würde. Philosophisch interessant ist dabei die Entwicklung von „wertlosem Alten“ (z.B. inhaltlich unaktuell gewordenen Büchern oder „alten Zetteln“) zu „wertvollem und seltenem Alten“. In diesem Sinn gehört es fast zu den beruflichen Tugenden von HistorikerInnen, sich darum Sorgen zu machen, dass künftige Generationen auch noch nachvollziehen können, wie wir gelebt (gedacht, gearbeitet...) haben und darauf zu achten, dass möglichst wenig verkommt. Besonders Hartgesotene dieser Zunft verschrägt es denn doch in Archive oder Bibliotheken, wo sie unter anderem auch zu entscheiden haben, was im so genannten „Gedächtnis der Gesellschaft“ bzw. im „Gedächtnis der Menschheit“ bleibt und was nicht; wo sie - was anderen KollegInnen Herz-, Kopf- und sonstige Schmerzen verursachen würde - tatsächlich auch Material entfernen müssen. Ein ausgeklügeltes System ermöglicht es jedoch, vor allem Archivalien so zu skartieren, dass doch noch in anderen Beständen einiges zur Verfügung steht, das die „Rekonstruktion“ früherer Zustände (dem eigentlichen Tätigkeitsbereich von HistorikerInnen) ermöglicht. BibliothekarInnen mag es ähnlich ergehen wie ArchivarInnen: Sie müssen zunächst die Informationsflut bändigen, diese in die richtigen Kanäle lenken und dafür sorgen, dass jederzeit ausreichend Information vorhanden und leicht verfügbar ist. Auch hier gibt es ein ausgeklügeltes System der Bereitstellung von Information, das weit darüber

hinaus geht, lediglich dafür zu sorgen, dass Lesbares vorhanden ist und von den BibliothekarInnen gefunden werden kann. Die Zeit der Zerberusse, die eifrig über den Zugang zum Wissen wachten und oft nur beim geheimnisvollen Nennen gewisser Codeworte oder dem Nachweis von Spezialkenntnissen Bibliotheken und Bücherschränke öffneten, ist vorbei, auch wenn es derartige Unikate noch gelegentlich geben soll. „Informationsbereitstellung“ und die Unterstützung des Zuganges zu Information, eingebettet in optimales Service, selbst für die ungeschicktesten BenutzerInnen von Bibliothekskatalogen (immer freundlich, heiter und gelassen versteht sich!) ist, was sich heutige BibliotheksbenutzerInnen von BibliothekarInnen wünschen – abgesehen von allerneuesten Ausgaben jeder Zeitschrift (manchmal am Besten jener von übermorgen), der sofortigen Bereitstellung von Büchern (Selbstverständlichkeiten!) und ohne Frage sollte das alles der Allgemeinheit möglichst wenig kosten (worüber eifrige BibliotheksbenutzerInnen meist anders denken). Freundlichkeit kostet vielleicht nicht viel, aber was Bücher, Zeitschriften oder sonstige Informationsmedien betrifft, ist leider offenbar viel zu wenig klar, dass „schnöder Mammon“ mit der Qualität und Quantität an verfügbarer Information in Zusammenhang steht. Wird daran gespart, wird auch der Zugang und die Verfügbarkeit an Information bzw. Wissen reduziert – im Prinzip eine schlimme Sache für eine Wissensgesellschaft und eine Katastrophe für die Wissenschaften. Da „Wissenschaft und Forschung“ im Grunde das Finden von Lösungen bzw. „neuen Aspekten“ sind, bedeutet ein reduzierter Zugang zu Information eine schlechtere Basis für das Finden von Lösungen bzw. von Neuem/Anderen und ist somit auch ein Nachteil für die Gesellschaft, die diesen Zugang „einspart“ und sich somit selbst ihre „Problemlösungskompetenz“ beschneidet. – Oder sollten doch nicht zu viele Menschen viel wissen? Finden sich die Zerberusse in anderer Form, in anderen Bereichen wieder, ohne dass Codewörter sie zur Seite weichen und den Zugang zu Wissen freigeben lassen? Was ist über eine Gesellschaft zu denken, die bei der Bereitstellung von Wissen spart?

Arbeitet die historische Forschung mit dem Modell der „Repräsentation“, wird u.a. analysiert, was bestimmtes Handeln in der Geschichte eigentlich meinte und welche Ideen und Denkweisen bestimmte Maßnahmen bewirkten. Wenn also die Bibliothek der Universität Wien um die Mitte des 18. Jahrhunderts aufgelöst und neu gegründet wurde, zeigt dies, dass man völlig neue Wege einschlagen wollte und eine komplette Ablösung von zuvor gepflegtem Wissen anvisiert wurde. „Altes“ kam zum Glück vielfach ins „Depot“, in die Hofbibliothek, wo es zur Freude der HistorikerInnen noch immer zu finden ist, vieles ging jedoch auch verloren. Was werden zukünftige Generationen von HistorikereInnen über die heutige Situation denken, wenn sie ähnlichen methodischen Ansätzen folgen? Wird festgestellt werden müssen:

„Der Beginn des 21. Jahrhunderts ist durch starke Einsparungen im Bereich der Zugängigkeit von Wissen für die Allgemeinheit gekennzeichnet. Der allgemeine und freie Zugang zu Wissen für alle Interessierten, das die Entstehung von öffentlichen Bibliotheken zur Folge hatte und die Entwicklung gut handhabbarer Kataloge und sonstiger Hilfen zur Wissensfindung vor allem durch den Einsatz elektronischer Technologien bewirkte, war ein Ziel, das man etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts mehr oder weniger intensiv und unter unterschiedlichsten Vorzeichen verfolgte. Immerhin wurde die Denkweise immer wieder als Grundkonsens einer Gesellschaft betrachtet, dass durch den Zugang zu Wissen die Entwicklung von Menschen zu mündigen und selbstbestimmten StaatsbürgerInnen gefördert werden sollte. Diese Sparmaßnahmen führten zu einem raschen Bibliothekensterben, das auch durch die parallel laufende Entwicklung virtueller Wissensräume nicht mehr aufgefangen werden konnte, immerhin waren diese virtuellen Wissensräume nicht für alle zugänglich und konnten das, was eine Bibliothek zu bieten hatte nicht ersetzen. Diese starken Reduktionen der finanziellen und humanen Ressourcen im Bereich des Bibliothekswesens sind Ausdruck einer gesellschaftlichen Entwicklung, die diese Ziele offenbar nicht mehr verfolgen wollte, was zuvor jedoch schon mehrfach und meist mit verheerenden Folgen verbunden, vorgekommen war.“

Aus dem hier geschilderten Szenario wird deutlich, was auf dem Wunschzettel (oder sollte es in diesem Fall nicht eher ein Forderungskatalog sein?) einer Medizinhistorikerin an allererster Stelle steht, wenn es um eine (medizinische) Bibliothek geht – eine ausreichende Anzahl von ausgezeichnet geschulten und hoch motivierten MitarbeiterInnen, die mit Freude und ohne Sorge um ihren Arbeitsplatz ihrer bibliothekarischen Tätigkeit nachgehen können. Die ständigen Personalreduktionen vermitteln immerhin, dass diese Arbeit eigentlich als nicht ganz so bedeutend betrachtet werden, sie scheinen es nicht Wert zu sein, dafür Geld von SteuerzahlerInnen zu investieren und daher werden weniger Menschen für diese Tätigkeiten benötigt. Es ist nur zu verständlich, dass die Motivation stark leidet, wenn „Verzichtbarkeit“ auf eine bestimmte Tätigkeit vermittelt wird. Ausreichend finanzielle Mittel, um alle notwendigen Anschaffungen tätigen zu können, sind ebenfalls bedeutend - um es zusammen zu fassen und um es etwas „inhumaner“ zu sagen, „ausreichend humane und finanzielle Ressourcen“, wären die wesentlichsten „Wünsche“. Dies ist durchaus als Appell an die gesellschaftliche Verantwortung von Entscheidungsträgern zu verstehen und keinesfalls als „Vision“.

Was aber „aktuelles“ und „altes“ medizinisches Wissen angeht, so bestehen in der Zielgruppe, die mit „medizinischem Wissen“ arbeitet, sicher Unterschiede und daher auch ein Stück weit verschiedene „Bedürfnisse“ und Erwartungen, denen zu entsprechen ist. Grundsätzlich ist fest zu halten, dass „altes“ Wissen nicht „totes“ Wissen ist, das irrelevant geworden, nicht mehr benötigt wird und auf das daher verzichtet werden kann. Diese leider durchaus anzutreffende Denkweise führt dazu, dass „alte Bücher“ als wertloses Zeug auf dem Müll landen oder, wenn es etwas glücklicher zugeht, in einem Depot „überleben“ können, bis sie alt genug sind um als Prestigeobjekte Bücherschränke zu zieren. Abgesehen von zahlreichen anderen Argumenten, die gegen eine solche Anschauung einzuwenden sind, ist fest zu stellen, dass eine solche Denkweise nicht berücksichtigt, dass es auch Wissenschaften gibt, die gerade dieses „alte Wissen“ als zentralen Teil ihrer Fragestellungen und Forschungsvorhaben verstehen und daher der Erhalt dieser Texte eine Grundlage für diese Wissenschaftsdisziplinen darstellt. Hinzu kommt, dass sich der Gedanke, dass die Sicherung des kultu-

rellen Erbes einen gesellschaftlichen Auftrag darstellt, mittlerweile durchgesetzt hat und auch in zahlreichen Aktivitäten und Maßnahmenprogrammen der EU¹, aber auch weltweit² umgesetzt wird. Durch den Einsatz elektronischer Technologien wurden/ werden interessante neue Möglichkeiten eröffnet, historisches Material und Literatur zu erschließen und zu benützen. In diesem Sinn können auch thematische Sammlungen im virtuellen Raum entstehen oder aber ehemalige Bibliotheken virtuell rekonstruiert werden.

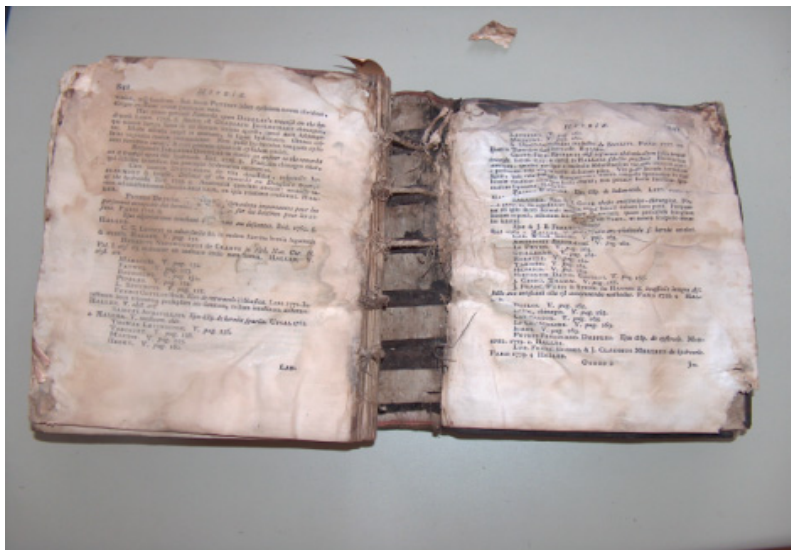
An zweiter Stelle des Wunschzettels wäre demnach der Wunsch zu finden, dass das **Bewusstsein für die Wichtigkeit des Erhaltens, der Erschließung und der Zugängigkeit von „alten Büchern“** grundsätzlich vorhanden sein sollte und auch „wirksam“ wird, indem diesen Beständen auch eine „Wichtigkeit“ zugeordnet wird und sich dies auch in der Finanzierung von entsprechenden Maßnahmen und Forschungsprojekten niederschlägt. Allerdings kann es nicht um Finanzierung alleine gehen, auch adäquate Räumlichkeiten und die nötige Infrastruktur, vor allem aber gut ausgebildetes und engagiertes Personal sollten zumindest als „Grundausstattung“ zur Verfügung stehen. Um etwas als „wichtig“ oder „wertvoll“ zu verstehen, braucht es eine grundsätzliche Haltung, aus der heraus eine Verantwortung für den Erhalt und die Erschließung von kulturellem Erbe bewusst wird und somit auch in Entscheidungen, was als „wichtig“ zu erkennen ist, mündet. Der adäquate Umgang mit kulturellem Erbe ist ein gesellschaftlicher Auftrag, dem gerade Bildungsinstitutionen, wie die medizinischen Fakultäten, Universitäten oder andere Institutionen entsprechen müssen. Wenn einer Institution, wie im Fall der

medizinischen Universität Wien, im Lauf der Geschichte ein enormer Bestand an historischer medizinischer Literatur zu gewachsen ist, sollte dies weder zu Ratlosigkeit, noch zu Weinen und Wehklagen ob der schweren Aufgaben, die mit so einem Erbe verbunden sind, führen und schon gar nicht zu Ignoranz, diesen Tatsachen gegenüber.

Ausgehend von diesen grundlegenden Wünschen, Ideelles und Materielles betreffend, möchte ich nun etwas konkreter darauf eingehen, was sich eine Medizinhistorikerin so alles von einer medizinischen Bibliothek wünschen kann, wenn der Tag lang und der Ideen viele sind. Selbstverständlichkeiten sind ausreichend aktuelle Sekundärliteratur, einschlägige Zeitschriften, Nachschlagewerke und Handbücher für HistorikerInnen, historische Basisliteratur und besonders für die Lehre ausgewählte methodische Werke, auch wenn diese nicht unmittelbar mit Medizingeschichte zu tun haben.

Zum größten Glück von (Medizin-) HistorikerInnen gehören selbstverständlich „alte Bücher und Zeitschriften“ – was auch immer man darunter verstehen mag. Ein **umfangreicher Bestand an historischer medizinischer Literatur** eröffnet zahlreiche Perspektiven, bis hin zum Lesen von historischen Texten im Original im Rahmen von Lehrveranstaltungen und nicht nur in Kopie oder Edition.

Zunächst einmal ist klar, dass die betreffenden Schriften in einem guten Zustand sein müssen. Grundlegend dafür sind selbstverständlich die **richtige Aufbewahrung der Bände und restauratorische Maßnahmen**. Hinzu kommt, dass die Benützung dieser Bestände auch nicht zu einem Gesundheitsrisiko für



BibliothekarInnen oder LeserInnen werden darf, etwa durch Pilzbefall.

Zu diesen konservatorischen Maßnahmen sollte auch die **Digitalisierung** gehören, da, wie etwa im Fall der Hochwasserkatastrophen von 2002, immer etwas passieren kann und sei es nur ein Wasserrohrbruch im Nebenhaus oder unachtsamer Umgang mit Feuer. Auch wenn grundsätzlich in Bibliotheken und Archiven so gearbeitet werden sollte, dass derartige Probleme einfach nicht auftreten können, ist immer daran zu denken, dass wertvolle Bestände leicht beschädigt oder rasch verloren gehen können. Die Digitalisierung bietet jedoch zahlreiche andere Möglichkeiten der Erschließung und Auswertung von „alter Literatur“, abgesehen von den konservatorischen Aspekten. Um nun bei der Erschließung der Bestände zu bleiben, ebenso wie für jüngere Literatur ist ein **elektronischer Katalog auch für Altbestände** ein dringendes Desiderat. Wie die Erstellung desselben erfolgen sollte, ist jedoch eine Frage, an der sich die Geister scheiden. Für die Katalogisierung von Handschriften gibt es schon seit geraumer Zeit ausgeklügelte Systeme der Beschreibung von Handschriften, etwa die Richtlinien der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, der Deutschen Forschungsgemeinschaft oder, speziell für die Erschließung mit elektronischen Medien „MASTER“.³ Auch was den Einsatz von EDV betrifft ist man bereits viele interessante Wege gegangen.⁴ Für die Medizingeschichte besonders interessant ist die in Ausarbeitung befindliche elektronische Version des Katalogs der Incipits mittelalterlicher wissenschaftlicher Texte von Lynn Thorndike und Pearl S. Kibre.⁵ Ähnlich günstig ist die Situation für die Verzeichnisse von Inkunabeln.⁶ Ganz anders verhält es sich jedoch mit Drucken des 16. – 18. Jahrhunderts. Hier enthält die übliche Katalogaufnahme für die Medizingeschichte zu wenig Information. Als Beispiel möchte ich hier ein Buch erwähnen, das im Rahmen des Projektes „Bücherwanderungen“, dessen Ziel eine genaue Aufnahme der medizinischen Bücher in den Beständen der UB-Wien ist, die vor 1800 erschienen sind, aufgenommen wurde.

Francisci de Le Boe Sylvii medicinae practicae in Academia Lugduno-Batava professoris, **OPERA MEDICA**, hoc est, disputationum medicarum decas, methodi medendi libri duo, ideae novae praxeos medicae libri tres ad eosque appendix, variaque alia opuscula. Accessit

huic editioni hactenus ineditum **COLLEGIVM NOSOCOMICVM** ab autore habitum, una cum appendice de formulis quibusdam remediorum ad varios affectus ab eodem praescriptis. Cum duplici indice, uno librorum et capitum operi praemisso, altero rerum ad calcem adjecto.

Geneva apud Samuelem de Tournes MDCLXXX. cum superiorum permissu.

Inhaltsverzeichnis:

- * disputationum medicarum [35]
- * de methodo medendi
- * praxeos medicae idea nova
- * de morbis infantum
- * opuscula varia
- * de media cavitate
- * de suprema cavitate
- * collegium nosoconium
- * oratio funebris in authoris obitum, [3]

Provenienz/Vorbesitzer:

am Titelblatt handschriftlich:

- 1) „Ex bibliotheca Augustina conventus generalis Viennensis ad SS. Sebastianum et Rochum in Via Regia“
- 2) „K. Guadrupe“

Exlibris: kkUBW bl, BVV bl

Alte Signatur: DD.I-14

Abbildungen: wenig Bilder, u.a. ein Porträt des Autors

Der Titel „Opera medica“ hat genau genommen sehr wenig Aussagekraft, die Erwähnung des in diesem Band enthaltenen Werks über Kinderheilkunde sowie des Textes über den Unterricht im Spital, beide aus am Ende des 17. Jahrhunderts publiziert, widerlegen vielfach vertretene Lehrmeinungen in der Medizingeschichte. Allein die einfache Aufnahme des kompletten Titels enthält enorm wichtige Informationen. Außerdem sind auch Besitzvermerke und beigebundene Bände Informationen auf die die medizinhistorische Forschung nicht verzichten kann. Gerade was beigebundene Bände betrifft, ergeben sich oft sehr interessante Aspekte, vor allem Hinweise auf aktuelle Beziehungsgewebe.⁷ Selbstverständlich sind auch Drucker, Druckerlaubnis, Widmungen und sonstige Hinweise auf Beziehungen von AutorInnen interessant, die sich oft auch in vor oder nachgesetzten Texten (Widmungsgedichten z.B.) finden lassen. Gerade diese Informationen zeigen das Eingebundensein von AutorInnen in Wissensnetzwerke. Hinweise darauf, in welchen Bibliotheken das betreffende Buch noch zu finden ist und auf Charakteristika des betreffenden Buches, etwa Besitzvermerke und Beibindungen,

wären wertvolle Zusatzinformationen, die beim Einsatz von EDV nicht besonders schwierig zu erstellen wären. Gerade die Besitzvermerke sind höchst interessante Hinweise darauf, welchen „Weg“ ein Buch genommen hat („...habent fata sua libelli...“) und erlauben es auch, frühere Buchbestände zumindest teilweise zu rekonstruieren. Im Fall von Bibliotheken von Stiften und Klöstern beispielsweise kann anhand des medizinischen Buchbestandes nachvollzogen werden, welche Rolle die betreffende Institution im Gesundheitswesen spielte und für welche Zwecke heilkundliche Literatur verwendet wurde. Literatur für „gebildete medizinische Laien“ diente dem heilkundlichen Grundwissen und vor allem der praktischen Umsetzung von „in schriftlicher Form zusammengetragenem“ heilkundlichen Wissen, das in Krankheitsfällen bei Angehörigen des Hauses oder Menschen im direkten Umfeld Anwendung fand, bevor professionelle Heilkundige beigezogen wurden. Das Vorhandensein von „gelehrter“ medizinischer Literatur deutet auf primär wissenschaftliches Interesse hin, ev. auf einen „gelehrten Arzt“ als Mitglied des Konvents. Möglicherweise verbirgt sich hinter dem Vorhandensein derartiger Literatur jedoch auch die Auseinandersetzung mit zu dieser Zeit neuen Lehren und deren Übereinstimmung mit, etwa von der Kirche zugelassenem Wissen. „Prachtbände“ mit vielen bildlichen Darstellungen lassen ein eher „allgemeines“ Interesse an der Medizin bzw. am menschlichen Körper vermuten; kleine, taschenbuchartige Bände mit in der betreffenden Zeit aktueller wissenschaftlicher Literatur „aus aller Welt“ lassen auf eine intensivere Auseinandersetzung mit „gelehrter Medizin“, vielleicht sogar auf die Tätigkeit eines akademischen Arztes schließen. Aufgrund von Besitzvermerken, Katalogeinträgen und ähnlichen Hinweisen kann - je nach vorhandenen zusätzlichen Quellen - rekonstruiert werden, wie sich der betreffende Bücherbestand entwickelte

Die genaue Titelaufnahme, die u.a. auch von VD 17 empfohlen wird, sollte in einem üblichen Bibliothekskatalog zu finden sein. Ideal wäre die Verbindung dieser Beschreibungen mit den digitalisierten Büchern, sodass diese auch gleich angesehen werden können. Die Digitalisierung bringt hierbei auch konservatorische Vorteile mit sich. Hinzu kommt, dass durch eine qualitativ sehr hochwertige Digitalisierung die gute Les-

barkeit des Textes und die Möglichkeit auch vielfältige kunsthistorische Analysen durchzuführen, gewährleistet werden. Außerdem bieten sich auch vergleichende Bild- und Textanalysen an und vieles andere. Auch eine noch tiefer gehende kodikologische Beschreibung des Buches ist etwas Wünschenswertes. In den zuletzt genannten Fällen stellt sich jedoch die Frage, wie mit diesen umfangreichen Informationen umgegangen werden sollte. Für einen gut und rasch benützbaren Bibliothekskatalog, könnte dies eine Überfrachtung mit Information bedeuten, die von den meisten BenutzerInnen, die sich eher einen raschen Überblick schaffen wollen, für's erste nicht benötigt wird. Eine ausführliche Titelaufnahme wie oben beschrieben, mit optionaler Weiterleitung zu den Zusatzangeboten an Information wird hierbei wohl die ideale Lösung sein, immerhin besteht die Möglichkeit verschiedene Erschließungsebenen anzuzeigen.

Für die medizinhistorische Forschung wäre die **Digitalisierung von medizinischen Zeitschriften** eine wesentliche Erleichterung. Spätestens ab dem 18. Jahrhundert intensivierte sich der Wissensaustausch in der Medizin über verschiedene Periodika. Die Beiträge in diesen Zeitschriften zeigen, welche Wege in Theorie, Diagnostik und Therapie beschritten wurden, welche Methoden versucht und gelassen wurden, welche sich durchsetzen und in welcher Weise sie dann zu „Lehrbuchwissen“ führten. Damals wie heute enthalten diese Texte meistens die zum jeweiligen Zeitpunkt aktuellsten Informationen. Im Gegensatz zu den jeweiligen Zeitgenossen lesen MedizinhistorikerInnen von heute diese Journale nicht in den jeweiligen Publikationsabständen, sondern müssen sich durch viele Bände und tausende von Seiten durcharbeiten. Eine detaillierte Erschließung dieser Zeitschriften über den Katalog⁸, oder sogar eine Digitalisierung⁹ mit der Möglichkeit einer Volltextsuche würden diese Recherchen sehr erleichtern bzw. die Einbeziehung dieser Quellen in die wissenschaftliche Arbeit wesentlich attraktiver machen. Außerdem könnten möglicherweise auch interessante Texte gefunden werden, die den Weg zu einer Monographie nicht fanden, wofür es wiederum sehr viele Gründe geben kann – bekanntlich ist die Qualität von Arbeiten nicht unbedingt für die Publikation von Monographien ausschlaggebend.

Besitzvermerke und Provenienzen sind auch für die Erschließung der Literatur

des 19. und 20. Jahrhunderts von besonderer Bedeutung. Vielfach wurden private Bibliotheken an einzelne Kliniken oder Institute abgegeben und gelangten von dort, wie dies an der Universitätsbibliothek der Medizinischen Universität Wien der Fall gewesen ist, die damals neu errichtete Zentralbibliothek für Medizin Bibliothek.¹⁰ Wünschenswert wäre gerade in Fällen, in denen Buch- und Zeitschriftenbestände zentral zusammengeführt wurden, ein Verweis auf die früheren Institutionen, die diese Bücher bzw. diese Zeitschriften gesammelt hatten. Immerhin können aus der Zeit des Ankaufs bzw. der „nachträglichen“ Anschaffung von Beständen oder aus dem Zeitpunkt der Überlassung von Literatur durch Einzelpersonen gerade für die Zeitgeschichte und hier wiederum für die Zeit des Nationalsozialismus wichtige Informationen gewonnen werden. Allerdings muss hier ein Mittelweg zwischen der alltäglichen Realität des Bibliotheksbetriebes und den berechtigten Wünschen von MedizinhistorikerInnen gefunden werden. So ist es wohl kaum möglich, sämtliche Periodika aus dieser Zeit und aus allen Kliniken aufzubewahren und somit von verschiedenen Büchern zahlreiche Exemplare zu behalten. Allerdings wäre eine Auflistung und Beschreibung dieser Bestände vor der Weitergabe an andere Bibliotheken sehr sinnvoll, wobei auch auf die Auswahl der verbleibenden Exemplare entsprechend gesteuert werden könnte. So könnte auch für spätere Generationen nachvollziehbar sein, welche Bestände woher kamen und wohin sie gingen – im Prinzip eine Arbeit, die für ältere Bestände vielfach gemacht wird. Besondere Bedeutung erhält die Fragestellung, woher Bücher und Zeitschriften kamen, jedoch durch die Möglichkeit, dass diese nicht freiwillig an die betreffenden Institutionen abgegeben wurden bzw., dass diese aus zwangsarisiertem Besitz stammen. Gerade was wertvolle „alte“ Bücher oder zu ihrer Zeit inhaltlich wertvolle Bestände betrifft, muss auf die Provenienz derselben genau geachtet werden. In diesem Sinn wäre

es wohl notwendig, sich „Altbestände“ genauer anzusehen und deren Herkunft entsprechend zu dokumentieren.

Gerade Schenkungen von umfassenden Bibliotheken durch Einzelpersonen, die mit den jeweiligen Institutionen in enger Verbindung standen, wie etwa die sog. „Obersteiner – Bibliothek“, die durch den Gründer des Wiener neurologischen Instituts Heinrich Obersteiner (1847 – 1922) „seinem“ Institut geschenkt wurde¹¹ oder der Kinderklinik, der vor allem von Clemens v. Pirquet und Theodor Escherich Literatur geschenkt wurde, geben über die Interessen der jeweiligen Donatoren Auskunft. Genau genommen würde eine Zusammenstellung jener Literatur, die von bestimmten Personen den Institutionen, für deren Entwicklung sie von wesentlicher Bedeutung waren, geschenkt wurde zu einer Biographie dieser Menschen dazu gehören. Auch was an einzelnen Kliniken angeschafft und gelesen wurde, ist für diese betreffende Institution charakteristisch und sollte einen Aspekt einer „Institutionengeschichte“ darstellen.

Vor einigen Jahren wurden die Testamente von Wiener Ärzten des 18. Jahrhunderts auf deren Bücherbesitz hin ausgewertet. Davon ausgehend kann eine Analyse der persönlichen Interessen, des wissenschaftlichen Niveaus und vieles mehr erstellt werden, das diese Personen näher charakterisiert.¹² Besonders erfreulich ist, dass einige Bücher dieser Bibliotheken in der Bibliothek der ehemaligen militärchirurgischen Akademie vorhanden sind – ein erstes Ergebnis der stichprobenartigen Überprüfung von Besitzvermerken. Wie oben ausgeführt erlaubt auch die Rekonstruktion von Kloster- oder Stiftsbibliotheken Rückschlüsse auf dort besonders gepflegte Interessen. Warum sollte in ähnlicher Weise nicht auch mit den Beständen von ehemaligen Kli-



niken oder medizinischen Instituten umgegangen werden?

Die so im Rahmen der Möglichkeiten rekonstruierten Bibliotheken könnten mit anderem historischen Quellenmaterial zusammengeführt werden. So wurden kürzlich Großdias aus verschiedenen Klinken aufgefunden, die offenbar zu Studienzwecken, vmtl. für Lehrveranstaltungen verwendet wurden (Klinik Eiselsberg) oder aber einzelne Vorträge illustrierten, etwa eine Selbstdarstellung des Röntgeninstitutes. Zusammengeführt mit den Buch- und Zeitschriftenbeständen, weiterem Bildmaterial, Krankengeschichten, die zum Grossteil im Wiener Stadt- und Landesarchiv archiviert wurden, Bildmaterial, Geräten, Lehrmitteln, Präparaten, Pressemeldungen und vielen anderen historischen Quellen würde sich eine umfassende Darstellung der Geschichte einer Institution gestalten lassen. Einige innovative Digitalisierungsprojekte nützten die Vorteile elektronischer Medien dazu, Bildmaterial, Geräte, deren Gebrauchsanleitungen und Publikationen von Ergebnissen, die mit diesen Gerätschaften gewonnen wurden, zu verbinden und fanden so interessante neue Aspekte. Ergänzt durch eine Analyse der familiären und sozialen Beziehungen und Auswertungen von Korrespondenznetzwerken wurden interessante Sachverhalte erschlossen.¹³ Als Vision könnte ein Zentrum für medizinhistorische Quellenbearbeitung überlegt werden in dem verschiedene Arten von medizinhistorischen Quellen, etwa Bildmaterial, Lehrunterlagen, Präparate, Geräte uvm. zusammengeführt werden könnten. Multimediale Visualisierungen könnten es möglich machen, die Anwendung eines Gerätes, etwa eines Mikroskops, das was unter diesem Mikroskop gesehen werden konnte und die Deutung dieser Bilder und deren Publikationen nachvollziehbar zu machen. Die „alte medizinische Literatur“ wäre wohl ein wesentlicher Teil eines solchen Zentrums. Prinzipiell wäre es vorstellbar, dass Buchbestände ähnlich wie im Archivwesen, ab einem gewissen „Alter“ der Texte - im Archivwesen erfolgt die Abgabe von Dokumenten an Archive meist nach 30 Jahren - an eine Bibliothek für historische medizinische Literatur abgegeben werden und somit Platz für aktuelle medizinische Literatur geschaffen werden kann. Diese spezielle Bibliothek wäre selbstverständlich eine, die auf „Wachstum“ ausgelegt sein müsste, denn es wäre anzunehmen bzw. zu hoffen, dass nicht nur laufend Zuwächse

durch Aktualisierungen der „Neubestände“ erfolgen, sondern auch Nachlässe und private Literatursammlungen dieser Bibliothek übergeben werden würden. Da sich in Nachlässen meist sehr unterschiedliches historisches Quellenmaterial befindet, im Fall von MedizinerInnen meist auch Bilder, Geräte und Präparate, vielleicht auch persönliche Aufzeichnungen aus Forschungen, wäre es sinnvoll die Erschließung dieser Sammlungen von verschiedenen Richtungen her durchzuführen, allerdings in einer Weise, die es erlaubt, die Zusammengehörigkeiten auch in Zukunft nachzuvollziehen. Was jedoch die Literatursammlungen betrifft, wäre, eventuell auch im Rahmen von EU – Maßnahmen, die Gestaltung eines Zentrums für historische medizinische Literatur des deutschsprachigen Raumes anzudenken. Hier könnten verschiedenste Kompetenzen gebündelt werden, von der Erschließung von Handschriften und der virtuellen Rekonstruktion von historischen Literaturbeständen bis hin zur Zusammenführung und Auswertung von historischen Quellen unterschiedlicher Genese.

Das **Zusammenführen von verschiedenen Quellen**, die Betrachtung aus verschiedenen Blickwinkeln, vielleicht auch aus verschiedenen Disziplinen, und das Analysieren von unterschiedlichsten Aspekten ist ein wesentliches Merkmal der modernen Geschichtsschreibung. Es zählt weniger eine einzelne Meinung, sondern die Betrachtungsweise aus verschiedenen Perspektiven. Was verschiedenen Menschen an einer Fragestellung besonders auffällt, wird von anderen möglicherweise gar nicht wahrgenommen. Unterschiedliche Sichtweisen sollten in diesem Sinn nicht als „gegenteilige“ Meinungen verstanden werden, sondern können auch wertvolle Ergänzungen sein, die einem gemeinsamen Ziel dienen. Im Endeffekt wird es an der Aussagekraft und dem Inhalt der jeweiligen historischen Quellen und dem Ergebnis des Zusammenführens verschiedener auf diesen Quellen basierender Sichtweisen liegen, welches Bild der Vergangenheit zustande kommt. In diesem Sinn ist die **Kooperation von BibliothekarInnen und HistorikerInnen** und, die Durchführung von gemeinsamen Forschungs- und Erschließungsprojekten an historischen medizinischen Literatursammlungen wohl der wichtigste Wunsch auf der Liste.

.....

¹ Vgl z.B. das Projekt MINERVA: <http://www.minervaeurope.org>

² Vgl.z.B. Memory of the World der UNESCO: http://www.unesco.org/webworld/mdm/en/index_mdm.html

³ <http://www.tei-c.org.uk/Master/Reference/>

⁴ Vgl dazu z.B. die Erschließung von Illuminierten Handschriften aus Österreich: <http://homepage.univie.ac.at/Martina.Pippal/hssdata.htm>; das tschechische Projekt „Manuscriptorium“ http://www.memoria.cz/site_en/index.asp oder „Manuscripta mediaevalia“: <http://www.manuscripta-mediaevalia.de>

⁵ Lyn THORNDIKE, Pearls KIBRE, A catalogue of incipits of mediaeval scientific writings in Latin (1965)

⁶ Z.B. Inkunabelzensus der ÖNB, Handschriften bzw. Inkunabelkatalog der UB Graz von Hans Zotter, <http://webdb.uni-graz.at/~ubsoa>

⁷ Vgl. dazu z.B. Sonia HORN, Des Propstes heilkundlicher Schatz Medizinische Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts in der Bibliothek des ehem. Augustiner Chorherrenstiftes St. Pölten (= Beiträge zur Kirchengeschichte Niederösterreichs 9, 2002) 25 - 30

⁸ Vgl. dazu z.B. die Erschließung der Wiener Klinischen Wochenschrift im Opac der UB der Medizinischen Universität Wien.

⁹ Vgl. dazu die Digitalisierung der Wiener Klinischen Wochenschrift durch die Gesellschaft der Ärzte in Wien <http://www.billrothhaus.at>

¹⁰ dazu: Bruno BAUER, Die Errichtung der Fakultätsbibliothek für Medizin an der Universität Wien im Neuen AKH. Geschichte – Struktur – Perspektiven (1992)

¹¹ BAUER, Fakultätsbibliothek für Medizin 25 - 29

¹² Karin WALZEL, Private Wiener Ärztebibliotheken im 18. Jahrhundert (1720 – 1780). Phil. Diss Univ. Wien, 1995

¹³ etwa das Projekt von Andrea SCOTTI durchgeführte Projekt zu Antione Lavoisier: <http://histsciences.univ-paris1.fr/i-corpus/lavoisier/> und <http://moro.imss.fi.it/waller/indexit.htm>

Univ.-Doz.

Mag. Dr.phil. Dr.med. Sonia Horn
Institut für Geschichte der Medizin der
medizinischen Universität Wien
Währinger Strasse 25

A - 1090 Wien

Tel.: 0043/ 1/ 42 77/ 63438

Fax: 0043/ 1/ 42 77/ 9 634

sonia.horn@univie.ac.at

Lehrstuhl für Geschichte des Mittelalters
und der Frühen Neuzeit
Eötvös Loránd Universität
Múzeum krt. 6-8
1088 BUDAPEST